

S. Brohl u. Co.

Roman von V. Cherbuliez.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nacht Tage später schrieb Frau de Lorcy einen dritten Brief: „Ich bin mehr und mehr mit dem Grafen Larinski zufrieden. Er hat mich vorgestern wieder besucht, und wir sind gute Freunde geworden. Ich ließ ihn den Brief, den Antoinette mir geschrieben hatte, lesen, um ihm zu zeigen, daß man vier Seiten schreiben kann, ohne daß das Wort „Graf“ darin zu stehen braucht. Er las die Epistel mit großer Aufmerksamkeit zu Ende, doch offenbar nur mir zu Liebe, und gab sie mir mit einem spezifisch ganz interesselosen Lächeln wieder zurück. Beruhigen Sie sich also, lieber Professor, man hat nicht die geringste Absicht auf Ihre Tochter. Man findet sie entzückend, aber ist durchaus nicht in sie verliebt. Ich fragte ihn dann mit viel Vorsicht und Umschreibung nach seinen Verhältnissen, über die er selbst nie ein Wort verliert. Er zog die Brauen zusammen, ich ließ mich jedoch nicht abschrecken, sondern schlug ihm den Posten eines Professors der slavischen Sprachen vor. Nach einigem Nachdenken wies er mein Anerbieten dankend ab, weil er...

Was geben Sie mir für die gute Nachricht, die ich Ihnen jetzt gebe: Weil er in vierzehn Tagen nach Wien abzureisen gedachte, wo man ihm einen Posten in den Archiven des Kriegsministers in Aussicht gestellt habe. Nach der Befolgung habe ich ihn gar nicht zu fragen gewagt. Er ist wahrscheinlich mit ihr zufrieden, folglich können wir es erst recht sein. In vierzehn Tagen, haben Sie wohl verstanden? Lieber Freund, ich bin erfreut, daß es mit Ihrer Gesundheit so außerordentlich gut geht. Nur hüten Sie sich, wieder eine Undorständigkeit zu begehen. Kommen Sie um Gotteswillen nicht zu schnell aus der scharfen Luft des Engadins in die weiche unserer Ebene zurück. Antoinette wird sich gewiß meinen Bitten, nichts zu überstürzen, anschließen, daß man Sie nur ja nicht vor drei Wochen wieder sieht. Dann wird alles gut gehen. Camille ging eben zornig von mir fort. Er ist geradezu unerträglich geworden und nannte mich eine leichtgläubige Wachtel. Es gibt keinen Respekt mehr.“

Neun Tage später empfing Herr Moriaz in Churwalden einen vierten und letzten Brief: „Lieber Professor! Der Graf Larinski ist in

der Tat ein ganz entzückender Mann, und es tut mir furchtbar leid, einmal übel von ihm geredet zu haben. Unter uns gesagt, ich halte Antoinette für eine Visionärin. Wie hat sie nur auf den Gedanken kommen können, dieser Mann sei in sie verliebt. Er hat sie, wie gesagt, rein als ästhetisches Phänomen bewundert, aber ich glaube, noch lange nicht so sehr wie die Blubude in meinem Park und doch hat er die auch nicht heiraten wollen. War er übrigens jemals in Ihre Tochter sterblich verliebt, so fürchten Sie doch nicht, daß er sie jemals heiraten wird. Und zwar aus folgenden Gründen — aber halt, ich muß ganz von vorne zu erzählen anfangen.

Nach dem Essen überraschten sie mich wieder mit einem Konzert, dann plauderte man, und der Abbé, der nie von einer Idee loslassen kann, sagte plötzlich: „Haben Sie sich es auch wohl überlegt, mein Freund, als Sie die Position in London ausschlugen? Wir hätten dann doch die Hoffnung gehabt, Sie öfter wieder zu sehen, und was die Besoldung angeht... da mir das schreckliche Wort nun einmal entfahren ist... so... würde dieselbe ganz Ihren Verdiensten, Ihrer Bildung und Ihrer Lage entsprechen...“

Er konnte nicht ausreden, denn der Graf bäumte sich wie ein wildgewordenes Pferd und antwortete dann ernst: „Herr Abbé, Sie sind tausendmal zu gut zu mir, aber die Position in Wien scheint mir doch besser für meine Fähigkeiten zu passen; ich fürchte, ich werde nur einen elenden Professor abgeben, und wenn die Besoldung auch doppelt so hoch wäre, so könnte das in meinen Augen von keiner ausschlaggebenden Bedeutung sein.“ Der Abbé ließ nicht nach; heutzutage lebt man weniger als sonst je von der Luft.

„Ich habe das oft getan“, sagte der Graf munter, „und es hat mir nichts geschadet. Meine Gleichgültigkeit in diesen Sachen ist wohl eine meiner augenfälligsten Schwächen. Auch habe ich die echt französische Kunst des Sparens nie gelernt. Es kann vorkommen, daß ich einen Tag wie ein Nabob lebe und den anderen und viele nach ihm bei Brot und Wasser vollständig glücklich bin.“ — „Das Unglück dabei ist nur“, erwiderte der Abbé, „daß oft ein einziger solcher Nabobtag genügt, um das ganze Jahr eines Philosophen unglücklich zu machen.“

„D, beruhigen Sie sich“, entgegnete er, „meine Extravaganzen sind ziemlich harmlos; es ist Methode in dem Wahnsinn, um mit Hamlet zu reden.“ — Zudem er so seine Theorien vor uns entwickelte, hatte er sich vor das Klavier gesetzt und ließ nun leise seine Hände über die Tasten gleiten. Auf einmal sang er ein deutsches Lied, das mir der Abbé Miollens überreichte. Es ist sehr kurz; der Held des Liedchens ist ein verliebter Fichtenbaum, der oben auf einem fahlen Berge des Nordens steht. Er ist allein, es schneit und alles ringsum ist mit einem weissen Mantel bedeckt. Da haucht er seine Seufzer aus nach einer Palme im Süden, der er einmal früher auf irgendeiner Reise begegnet sein mochte.

Graf Larinski hatte sein kleines Lied so rührend und mit so schönem Ausdruck gesungen, daß der gute Abbé meinte und ich unruhig wurde.



Das renovierte Eiffel-Baudenkmal zu Prüm.

Die feierliche Einweihung des Alt- und Erweiterungsbauwerks des ehemaligen Benediktinerklosters findet im Juli zu Prüm in der Eifel statt, womit eines der bemerkenswertesten Bauwerke der Eifel seiner Vollendung entgegengeht.

Der Abbé Miollens war gestern nachmittag bei mir und war ganz betrübt, daß der Graf seinen Vorschlag nicht angenommen hatte. „Wien ist so weit“, sagte er, „wenn er Professor in London und nur zehn Stunden von Paris entfernt wäre, könnte er doch hin und wieder einmal herüberkommen, um mit mir Musik zu machen. Außerdem fürchte ich, daß die Deckerreicher ihre Archive nicht allzu gut bezahlen, die Engländer machen ihre Sache besser und Lord C. hat mir ein Mantelcoatzept für den eventuellen Professor gegeben.“

„Dieser Punkt ist mit dem Grafen immer sehr schwer zu bereden“, entgegnete ich ihm, „sobald man nur an die Frage antippt, scheut er wie der Stier vor dem bekannten roten Tuch.“

Mittlerweile trat Graf Larinski ein, und ich hat die beiden Herren, bei mir zum Diner zu

Ich fragte mich, ob er nicht seine Palme im Engadin wieder getroffen hätte, und fragte ihn ziemlich trocken: „Ist der Tag Ihrer Abreise definitiv festgesetzt? Werden Sie ihn uns zu Liebe nicht noch ein wenig aufschieben?“

Er schlug ein paar entzückende Triller auf dem Klavier und antwortete: „Ach, gnädige Frau, ich erwarte nur noch einen Brief, der nicht mehr lange auf sich warten lassen kann. Ich werde gezwungen sein, vermutlich noch vor acht Tagen von Ihnen Abschied zu nehmen.“ — „Sie dürfen nicht eher abreisen“, meinte der Abbé Miollens, „bis Sie uns noch einmal das Lied von der Nichte gesungen haben. Sie haben es mit soviel Ausdruck vorgetragen, daß mir schien, Sie hätten uns ein Stück Ihres Lebens gegeben. Ich fürchte, mein lieber, lieber Graf, daß auch Sie zuweilen von einer fernem Palme träumen?“

Er erwiderte: „Ich habe nicht mehr das Recht, zu träumen. Ich bin nicht mehr frei.“ — Der Abbé fuhr mit einem Satz in die Höhe und rief: „Mein! Wie! Sie sind verheiratet?“ — „Ich glaubte, es Ihnen schon gesagt zu haben“, entgegnete er mit einem traurigen Lächeln und beilte sich dann schnell, das Gespräch auf eine Oper zu lenken, die er am Abend vorher gehört hatte und die ihn nur zum Teil befriedigt hatte. Sie werden mir glauben, lieber Freund, daß ich nahe daran war, ihm bei den Worten: „Ich glaubte, es Ihnen schon gesagt zu haben“, um den Hals zu fallen. Ich war so überglücklich, daß ich fürchtete, er würde mir meine Freude und mein Entzücken von der Stirne lesen. Aber er tat es nicht, und so schieden wir im besten Einvernehmen.

Nun wohl! Was sagen Sie nun zu alledem, mein teurer Freund? Hatte ich nicht Recht, den Grafen Larinski einen ganz vorzüglichen Menschen zu nennen? Er reist in acht Tagen ab, und er ist verheiratet, schlecht verheiratet, fürchte ich, denn sein Lächeln war sehr traurig. Sie werden sehen, er hat irgendeine schlechte Partie gemacht, vielleicht ein Dienstmädchen oder eine Haushälterin geheiratet, die für ihn gelacht oder ihn gepflegt hat, das sähe ihm ähnlich. Glücklicherweise gelten vor dem Gesetz gute wie schlechte Ehen für gleich gut. Und nochmals, heiler Sie Ihre Abreise nicht. Hier ist es seit acht Tagen drückend heiß; buchstäblich vor Ersicken. Sie haben es nötig, noch vierzehn Tage zwischen Tannen viertaufend Fuß über dem Meer zu spazieren.

Leben Sie wohl, lieber Herr Professor! Ich wurde beim Schreiben gestört durch den ungläubigen, zweifelhaften, argwöhnischen, albernen und vertiebtten Camille, der sich ganz gehoramt Ihrer freundschaftlichen Nachsicht empfiehlt. Sie können sich denken, wie froh ich bin. Ich hätte Lust, ganz Corneilles und Maisons-Vassitte zu illuminieren. Wie wollen Sie es nun aber unserer kleinen Visionärin beibringen? Ich würde an Ihrer Stelle den Fall etwas vorbereiten. Sien Sie klug, gehen Sie langsam vor, mein Lieber, und vor allem klettern Sie mir nicht mehr einen Felsen hinauf. Sie wissen, was das für Folgen haben kann.“

Als Herr Moriaz den vierten Brief der Frau v. Lorcay gelesen hatte, empfand er ein Gefühl der Benützung und Verehrung, dessen er kaum Herr werden konnte. Seine Tochter war soeben fortgegangen, um einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen, und er war mit Fräulein Moiseney allein, die ihn fragte: „Haben Sie gute Nachrichten bekommen, Herr Moriaz?“ — „Sie sind ausgezeichnet“, rief er aus, nahm sich aber gleich darauf wieder zusammen und setzte hinzu: „Ausgezeichnet oder bedauerlich oder ärgerlich, wie Sie wollen. Ich überlasse das Ihrem Ahnungsvermögen.“

Als er den Brief zu Ende gelesen und wieder in das Kuvert gesteckt hatte, blieb er eine Zeitlang in Gedanken sitzen. Er fragte sich, wie er vorgehen solle, um die ausgezeichnete Neuigkeit anderen mitzuteilen. Seit drei Wochen war seine Tochter für ihn ein Rätsel. Sie hatte nicht ein einziges-

mal den Namen des Grafen Larinski genannt. Gurburden gefiel ihr ebenso gut wie St. Moritz, allem Anschein nach war sie lustig und ruhig und vollkommen glücklich. Hatte sie sich beruhigt? War sie zufrieden? Herr Moriaz wußte es nicht; aber er wußte, daß man sich vor stillen Wassern hüten muß, und daß die Phantasie junger Mädchen gefährlich ist. „Wenn ich mit ihr spreche“, dachte er sich, „werde ich ihr nicht meine Freude verhehlen können und sie wird dann vielleicht eine Nervenkrise bekommen. Er hatte Angst vor Nervenkrisen, und so beschloß er, Fräulein Moiseney zur Hilfe zu ziehen und sagte in brüstem Ton: „Ich nehme an, Fräulein, daß Sie auf dem Kaufenden sind, daß Antoinette Ihnen ihre Geistesgegenwart gemacht hat.“

Sie machte große Augen und war im Begriff, zu antworten, daß sie nichts wußte. Aber sie konnte sich nicht zurückhalten, und indem sie ihren kleinen Kopf stolz zurückwarf, sagte sie von oben herab lächelnd: „Glauben Sie, Herr Moriaz, daß Antoinette vor mir Geheimnisse haben könnte?“ — „Gott behüte!“ entgegnete er, „aber sagen Sie, bestärken Sie sie in ihren Gefühlen für den Grafen Larinski?“

Fräulein Moiseney fuhr mit einem Satz in die Höhe. Sie war weit entfernt davon, zu vermuten, daß Graf Larinski Antoinette ein tieferes Gefühl eingestößt hatte; aber da ihr Geist in gewissen Dingen ziemlich schnell arbeitete, sah sie sofort all die Folgen dieses abenteuerlichen Ereignisses vor Augen. Sie rief den Mund auf und versuchte eine Zeitlang vergebens, sich in den Ereignissen zurechtzufinden. Sie sagte sich: „Das ist eine fixe Idee, das ist nicht möglich, das kann nicht möglich sein.“ Aber sie sagte sich auch: „Fräulein Moriaz kann sich weniger irren als der Papst; wenn sie ihn will, hat sie recht, ihr zu wollen.“

Fräulein Moiseney gewann endlich wieder die Herrschaft über sich, und mit ihrem graziösesten Lächeln auf den Lippen rief sie aus: „Er hat kein Vermögen, aber einen schönen Namen. Gräfin Larinski, das klingt nicht übel.“ — „Wie Musik. Ich gebe es zu, es klingt herrlich!“ erwiderte Herr Moriaz, „Leider Gottes bedeutet die Musik nicht alles auf der Welt.“

Sie hörte ihn nicht. Ganz hingerissen von ihrem Gedanken, nahm sie sich kaum die Zeit zum Atmen: „Sie wollen sich über mich lustig machen, Herr Moriaz“, fuhr sie mit erstaunlicher Zungensfertigkeit fort. „Sie mögen mir glauben oder nicht, aber ich habe die Heirat längst vorausgesehen. Ich habe oft Vorahnungen, die mich nie täuschen. Ich war sicher, so mußte es enden. Welch' herrliches Paar! Stellen Sie sich vor, wie sie im offenen Wagen durchs Bois fahren oder zum erstenmal sich in der Oper zeigen. Sie werden Ennation machen. Und erinnern sie sich, bitte, daß ich, ohne mich rühmen zu wollen, von Anfang an dafür war. Gleich wie ich zum erstenmal den Grafen Larinski sah, wissen Sie noch, an der Table d'hôte in Bergün, habe ich sofort erkannt, welch' ein außergewöhnlicher Mensch das war.“

„Nach der Art und Weise, wie er seine Forellen aß“, unterbrach sie Herr Moriaz, „das macht Ihrem Scharfsinn alle Ehre.“ — „Fragen Sie Antoinette selbst“, erwiderte sie, „ob ich ihr nicht noch am selben Abend das Loblied dieses schönen Fremden gesungen habe. Sie wollte behaupten, daß sein Kopf etwas zu tief in den Schultern säße. Können Sie sich das denken: Er den Kopf zu tief in den Schultern! Ah! So mußte es kommen, das war sicher. Wollen Sie meinen Scharfsinn weiter auf die Probe stellen? So hören Sie: Dieser Brief, den Sie soeben erhalten haben, der so ausgezeichnete Neuigkeiten enthält, ich will Ihnen sagen, woher er kommt. Der Graf hat ihn geschrieben; er hat sich endlich erklärt. Ich habe es sofort erraten. Ah! Herr Moriaz, ich sympathisiere mit Ihrer Freude. Solch einen Schwiegerjohn habe ich für Sie erträumt. Ein so hervorragender Mensch und doch das Herz auf der Zunge, so gutmütig, so harmonisch und rund in allem.“

„Glauben Sie wirklich, daß er so rund wie ein Teller ist?“ fragte sie Herr Moriaz und schäfelte sich mit dem Brief. — „Er hat uns sein ganzes Leben erzählt“, fuhr sie mit gelehrtem Ton fort. „Wie viele Menschen können so ruhig ein gleiches tun?“ — „Ja! Eine nette Erzählung! Ich bedaure nur, daß er einen Punkt dabei uns verschwiegen hat, der seiner Natur nach uns ziemlich interessieren mußte.“

„Ein unangenehmer Punkt?“ fragte sie, indem sie ihn mit großen Augen ansah. — „Im Gegenteil, ein Umstand, der ihm viele Ehre macht und für den ich ihm großen Dank weiß. Glauben Sie, liebes Fräulein, ich möchte riesig gern einen Schwiegerjohn aus Ihrer Hand erhalten und meine Tochter einem Mann geben, dessen Genie und vornehme Eigenschaften Sie erraten haben, nur dadurch, daß Sie ihn bloß essen sahen. Unglücklicherweise fürchte ich, daß nichts aus der Heirat werden kann, ich sehe eine kleine Schwierigkeit dabei.“

„Und die wäre?“

„Graf Larinski hatte vergessen, uns mitzuteilen, daß er schon verheiratet war.“

Fräulein Moiseney stieß einen Schrei voll Klage aus. Herr Moriaz reichte ihr den Brief der Frau de Lorcay herüber. Sie las ihn und blieb ganz bestürzt sitzen. Alle ihre Lustschlösser zergingen wie Seifenblasen.

„Na! Beruhigen Sie sich ein wenig in Ihrer Verzweiflung“, sagte Herr Moriaz, „mehr Mut! Folgen Sie meinem glorreichen Beispiel. Resignieren Sie mit mir! Aber bitte, wie denken Sie sich, wird Antoinette den Fall nehmen?“

„Das wird für sie ein schrecklicher Schlag sein“, entgegnete Fräulein Moiseney, „sie liebte ihn so sehr!“

„Woher wissen Sie das denn, sie hat Ihnen doch nie einen Ton davon gesagt!“

„O, ich habe so etwas gleich im Gefühl! Die arme Antoinette! Man wird ihr diese Nachricht mit großer Vorsicht beibringen müssen und ich glaube, ich allein...“

„Ich glaube auch“, unterbrach sie der Professor eifrig, „daß Sie am besten geeignet sind, eine derartige Botschaft schonend zu überbringen. Sie sind so geschickt! Sie haben eine so leichte Hand zum Verbinden, kurz, ich lege die ganze Angelegenheit vertrauensvoll in Ihre Hände.“

Mit diesen Worten nahm der Professor seinen Stock und Hut und suchte schnell das Freie auf, ein wenig beunruhigt über das, was vor sich gehen mußte, und doch zu froh, um einen Tröster heucheln zu können.

Antoinette kam bald von ihrem Spaziergange, fröhlich vor sich hintrallend, zurück, mit glühlichem Gesichte, strahlenden Augen und einem großen Blumenkranz im Arm. Fräulein Moiseney ging ihr mit einem wahren Begrüßungsgesicht, mit gekentem Kopfe und umflortem Blicke entgegen. Antoinette stand bei ihrem Anblick bestürzt still.

„Was gibst, Johanna?“ fragte sie erschreckt.

„Ach“, seufzte Fräulein Moiseney, „ich habe Ihnen eine traurige Nachricht zu überbringen.“

„Nun denn, ich will nicht hoffen, daß Ihr Papagei in Corneilles gestorben ist?“

„Ach, scherzen Sie nicht, liebes Kind, seien Sie vernünftig, nehmen Sie all Ihren Mut, ihre Fassung zusammen.“

„Um Gottes willen, um was handelt es sich denn?“

„Ich möchte Ihnen den Kummer ja so gern ersparen... Ihr Herr Vater hat soeben einen Brief von Frau de Lorcay erhalten.“

Antoinette wurde aufmerksam und ihr Atem ging ein wenig schneller. „Und was stand denn in dem Briefe Furchterliches?“ fragte sie und zwang sich zu einem Lächeln.

„Glücklicherweise bin ich ja bei Ihnen“, erwiderte Fräulein Moiseney. „Sie wissen, Ihre Freude und Ihr Schmerz sind die meinen. Was ich vernag, um Sie zu trösten.“

„Um des Himmels willen, liebe Johanna, sagen Sie mir doch erst, was mir zugestoßen ist, ehe Sie mich trösten.“

„Sie hatten mir ja nichts von der Sache gesagt, mein Kind, und ich hätte das Recht gehabt, mich zu beklagen, aber ich habe alles ertragen. Ich wußte längst . . . daß . . . daß Sie ihn liebten!“

„Von wem reden Sie eigentlich?“ fragte Antoinette und fühlte, daß ihr die Röte ins Gesicht stieg.

„Von einem sehr schönen und stolzen Mann, der uns sehr viel erzählt hat und nur zu sagen verstanden hat, daß er verheiratet ist.“ Bei diesen Worten breitete Fräulein Moiseney die Arme aus, um Antoinette, die sie im Laft ohnmächtig werden zu sehen gehofft hatte, aufzufangen.

Aber Fräulein Moriaz fiel durchaus nicht in Ohnmacht. Sie wurde erst rot, dann bleich, blieb jedoch aufrecht stehen, stolz und gerade und sagte mit ruhiger Stimme: „So? Graf Abel Larinski ist verheiratet? Da kann man der Gräfin nur gratulieren?“

Und gefaßt machte sie sich daran, die Farbenkräuter, die sie mitgebracht, in einer Vase zu arrangieren. Fräulein Moiseney wurde durch diese Ruhe derartig verblüfft, daß sie Antoinette eine Zeitlang schweigend anstarrte und dann ausrief: „Gott sei dank, Sie liebten ihn also doch nicht. Ihr Vater hat sich wie schon so oft, getäuscht. Er bildete sich ein, diese Mittelung werde Sie zu Boden schmettern, er kennt Sie eben zu wenig. Und dann, der Graf Larinski ist ja nicht übel und ich will durchaus nicht in Altbrede stellen, daß er viel Verdienste hat. Aber er ist mir von vornherein ein wenig . . . ein wenig bedenklich vorgekommen, es schien mir von Anfang an, als verberge er uns etwas. Wahrscheinlich ist er irgendeine Mesalliance eingegangen und möchte es gerne verbergen. Es ist wirklich schade, daß ein Mann, der auf den ersten Augenblick einen so vorzüglichen Eindruck macht, von zweifelhafter Moral ist. Es war doch seine Pflicht, uns alles zu sagen.“

„Aber wie so denn, meine Liebe. Wer oder was kann einen Menschen zwingen, einem andern, mit dem ihn nur die oberflächlichsten gesellschaftlichen Beziehungen verbinden, seine ganzen Privatverhältnisse zu sagen?“ Damit legte sie Hut und Mantel ab und setzte sich mit einem Buch, in dem sie eifrig zu lesen vorgab, ans Fenster. Fräulein Moiseney bemerkte nicht, daß sie eine Zeitlang auf die Seiten starrte, ohne sie umzuwenden. Als sie den Schritt ihres Vaters auf der Treppe hörte, stand sie auf und heilte sich, ihm entgegen zu gehen. Er bemerkte mit Vergnügen, daß sie nicht verstimmt aussah und auch keine roten Augen hatte. Weniger vergnügt wurde er, als sie mit ruhiger und fester Stimme zu ihm sagte: „Willst Du, bitte, so gut sein und mir den Brief zeigen, den Du von Frau de Lorch erhalten hast?“

„Wozu, mein liebes Kind“, erwiderte er ausweichend, „ich kenne ihn auswendig und kann ihn Dir auffagen.“ — „Der Brief ist also nicht vorzeigbar?“ — „Aber gewiß, ich will Dir ja seinen Inhalt Wort für Wort mitteilen.“

„Ich möchte ihn doch lieber selbst lesen.“ — „Nun, Du hast ein Recht, ihn zu verlangen, da ist er. Ich bitte Dich, stoße Dich nicht an ein paar kräftigen Ausdrücken.“ — „Frau de Lorch weiß immer das rechte Wort zu finden, um ihre Gedanken auszudrücken“, erwiderte Antoinette.

Sie las den Brief schnell und eifrig durch und blickte dann ihren Vater lächelnd an: „Du hast wirklich in Frau de Lorch eine tüchtige Bundesgenossin gefunden, sie hat ja tapfer gearbeitet, um uns von diesem „höflichen Manne“ zu befreien.“ — „Glaubst Du wirklich“, rief Herr Moriaz aus, „daß ich irgendein Komplott mit Frau de Lorch geschmiedet habe? Gähnt Du mich für fähig, eine Perfidie zu begehen?“

„Gott bewahre! Ich finde nur, Du bist ein wenig zu frühlich und kannst Deine Zufriedenheit gar nicht verbergen.“ — „Ich schwöre Dir, mein liebes Kind, ich habe kein anderes Interesse an diesem Fall, als Dich vor einer Enttäuschung

zu bewahren und Dich glücklich zu machen. Und da Herr Langis sich ebenfalls besonnen hat, welchen Beweggrund hätte Frau de Lorch . . .“

„Ihre Vorurteile müssen ihr jedenfalls immer als Gründe dienen.“ — „Du glaubst also nicht, daß Graf Larinski verheiratet ist?“ — „Ich glaube es, ohne dessen gewiß zu sein und möchte mir gerne Gewißheit schaffen. Ich habe mich bis jetzt in allen Deinen Wünschen gefügt, nun will ich aber einmal für mich selbst handeln und zu sehen, wer sich erlaubt hat, einen Scherz mit mir zu machen oder mich hinter das Licht zu führen.“

„Du wolltest?“ — „Mit Deiner Erlaubnis morgen nach Cormeilles fahren. Du kennst mich; ich werde nicht zuden, wenn ich ein Kreuz unter meinen Roman machen muß!“ — „Nun denn“, sagte er, „ich glaube und hoffe, daß Du vernünftig sein wirst; morgen werden wir also nach Cormeilles reisen.“

Vier Tage später lustwandelte Frau de Lorch in einer Allee ihres Parks und traf dort bald Herrn Langis, dem sie in bester Stimmung entgegenrief: „Wie, immer noch ernst und melancholisch, mein lieber Camille? Wann wirst Du endlich einmal Deine Hamletmiene ablegen? Man tut, was man kann, um sich Dir angenehm zu machen und die Welt nach Deinen Wünschen laufen zu lassen, und doch erinnert einen Dein Anblick nach wie vor an den Hasen von La Fontaine.“ — „Cet animal est triste et la crainte le rongt. Nicht nur die Furcht verzehret mich“, erwiderte er, „sondern mehr noch der Haß. Ja, ich hasse diesen Menschen, er ist mir unerträglich, und ich werde nie wieder nach Maisons kommen, wenn ich fürchten muß, ihn dort zu treffen. Hat er sich denn noch nicht endgültig verabschiedet?“

„Nur Geduld, sein Bleiben hier kann man fast nach Minuten abschätzen. Was kann Dir dieser Mann denn noch weiterhin Uebles tun? Der Löwe hat keine Krallen mehr, ja er war zuvorkommend genug, sich selbst einen Maulkorb anzubinden. Verfolgt man denn einen entwaffneten Feind, der sich auf Gnade und Ungnade ergeben hat, mit solchem Haß?“ — „Ich sage Ihnen, Madame, wenn er in drei Tagen nicht abgereist ist, so werde ich meinen ersten Plan, den ich mit ihm hatte, ausführen; das wäre unter allen Umständen das Beste.“

Frau de Lorch zuckte die Schultern. „Weshalb wollt ihr Männer euch immer gleich an Kopf und Kragen? Du solltest dem Grafen eigentlich zu Dank verpflichtet sein. Er hat Antoinettes Herz zum erstenmal zum Reden gebracht. Sie war bis jetzt das Dornröschen, nun ist der Zauber gebrochen, er hat sie geweckt, kann sie aber, Gott sei Dank, nicht zu seiner Frau machen. Ich sehe sie ganz deutlich in Churwalden sitzen und ihre Illusionen beweinen und sich abwechselnd in Zorn verzehren. Weißt Du nicht, mein Vetter, wem einen Vorteil man aus dem Zorn jeder Frau ziehen kann?“

„Sie wissen, wie ich sie liebe“, erwiderte Herr Langis, „und doch möchte ich ihrem Zorne nichts verdanken.“ — „Du bist ein Kind, mein Vetter, und mußt Dich führen lassen. Folge meinem Räte, mach Dich in ein paar Tagen auf den Weg nach Churwalden und sage ihr: Ich habe gelogen! Ich liebe Sie nach wie vor! — und was Du ihr sonst bei dieser Gelegenheit zu sagen für gut findest. Sie wird Dich anhören und sich sagen: Ich suchte nach Rache, da ist sie!“

„Sind Sie denn überhaupt so sicher, daß Fräulein Moriaz noch in Churwalden ist?“ fragte Camille und wies mit dem Finger auf den Eingang der Allee, von wo eine schlanke in entzückendes Aufbraun gekleidete Gestalt auf sie zukam. „Wahrhaftig, da kommt sie“, rief Frau de Lorch überrascht aus. „Herr Moriaz ist selbst für einen Professor ein ungeschickter Mensch! Aber zum Schluß, Schaden kann es, Gott sei Dank, nicht mehr!“

Antoinette war am Abend vorher in Cormeilles angekommen. Nachdem sie sich, so gut es gehen wollte, von den Strapazen der Reise erholt, hatte sie nichts Eiligeres zu tun gehabt, als zwei Pferde vor ihr Coupé spannen zu lassen, um ihre Patin so früh wie möglich zu begrüßen. Frau de Lorch eilte auf Antoinette zu und umarmte sie mehrere Male mit lebhaften Ausrufen: „Da bist Du ja endlich, meine Liebe! Wie entzückt bin ich, Dich so strahlend wiederzusehen! Man hat Dich aber auch lange genug erwarten müssen. Ich dachte schon, Du wolltest ewig in Graubünden bleiben. Ist es denn wirklich so schön da? Oder hat Dein Vater, der schlimme Egoist, Dich nur seinem Befagen geopfert, indem er seine Tour in die Länge zog? Setzt will ich ihm ja gern verzeihen, da Du wieder da bist! Deine Armen und Pflegerinder schreien übrigens aus Leibeshälften nach Dir. Neulich noch fragte Madame-moiselle Galet, der ich ihre Pension, wie Du gewünscht, auszahlte, nach Dir; auf ihrem Tisch stand ein wahrhaft fürstlicher Blumenstrauß, den Du ihr, wie sie behauptete, von da unten her geschickt haben solltest. So kamte ihr nur mit vieler Mühe verständlich machen, daß auf dem Fitz Hofeg und auf den Gletschern keine gefüllten Kamellen wachsen. Ueberhaupt meinetwegen das Zimmerchen und Fräulein Galet selbst mit Blumen, aber ihr gefüllte Kamellen zu schicken, das ist geradezu Wahnsinn, und ich denke ernsthaft darüber nach, ob man Dich einsperren lassen muß. Aber im übrigen, ich bin froh, daß Du da bist. Du siehst ausgezeichnet aus! Findest Du nicht auch, Camille, daß sie sich herrlich erholt hat?“

Fräulein Moriaz erwiderte die Ueberschwenglichkeit ihrer Patin ziemlich kühl, lächelte dagegen Herrn Langis warm und anmutig an und reichte ihm liebenswürdig die Hand. Frau de Lorch führte ihre Gäste in den Salon, man plauderte von gleichgültigen Dingen, und Antoinette erwartete mit Unruhe den Augenblick, da Camille sich entfernte, um sogleich von den Dingen, die ihr das Herz bedrückten, zu reden. Nach wenigen Minuten erhob sich Camille denn auch, nahm jedoch gleich wieder Platz, da im selben Augenblick Graf Abel Larinski in der Tür erschien.

Bei der Erscheinung Samuel Brohls wechselten beide Frauen die Farbe. Die eine erödete, da es ihr bei aller Selbstbeherrschung unmöglich wurde, ihren Unwillen zu verbergen, die andere erblich vor Erregung. Brohl durchschritt den Salon mit leichtem Tritt, da er die Dame, die neben Frau de Lorch saß, nicht zu erkennen schien. Blösig erzitterte er, als habe er einen elektrischen Draht berührt, und eine tiefe Erregung und gänzliche Fassungslosigkeit drückte sich in seinem ganzen Wesen aus. War er denn wirklich so erstaunt, wie es den Anschein hatte? Hatte er denn nicht am vergangenen Abend bei seinem ihm zur Gewohnheit gewordenen Spaziergang nach Cormeilles die Fensterladen eines gewissen weißen Landhauses, die seit zwei Monaten geschlossen blieben, zum erstenmal geöffnet gesehen?

Aber wie dem auch sei — der Graf gewann plötzlich seine Selbstbeherrschung wieder. Nachdem er Frau de Lorch begrüßt, trat er auf Antoinette zu und erkundigte sich in ernstem, fast zerebrantellem Ton nach ihrem Befinden. „Ihr Besuch betrübt mich, lieber Graf“, sagte Frau de Lorch, „ich fürchte nämlich, es ist der letzte.“ — „Allerdings“, erwiderte er, „in drei Tagen werde ich Paris verlassen haben.“ — „Ohne Bedauern? Ohne zurückkommen zu wollen?“ fragte sie.

„Ich werde nur Maisons und seine liebenswürdige Wirtin vermissen. Paris ist zu groß, und kleine Leute wie ich fühlen dort doppelt, wie unbedeutend sie sind. Der Aufenthalt in Wien behagt mir besser. Das ist eine Stadt, ich möchte sagen in meiner Proportion. Die

Vogel wollen nun einmal ihr Nest nicht wechseln.“ Und nun beschrieb und schilderte er mit Wärme den Prater, die Schönheiten des Stephansdoms, der Gloriette, der klaren Donau und wandte sich dabei bald an Antoinette, die ihm wortlos zuhörte, bald an Frau de Lorch, deren Augen oft zu Camille herüberwanderten, als wollten sie sagen: „Hatte ich nicht recht! Gestehe ein, daß deine Befürchtungen lächerlich waren! Er bringt seine letzte halbe Stunde bei ihr zu und beschreibe ihr den Prater. Sage ihm doch in Gottes Namen ein höfliches Abschiedswort, du fängst ja an, lächerlich zu werden, mein Bester.“ Herr Langis schien die Sprache ihrer Augen zu verstehen, doch hellte sich sein finstres Gesicht nicht auf.

Nachdem Samuel Brohl Wien gelobt hatte, pries er nun die Wiener und ihr leichtes, sorgloses Wesen, von dem er einige lustige Anekdoten erzählte. Doch war in seiner Heiterkeit heute etwas Gewolltes, Gezwungenes, fast Fieberhaftes. Frau de Lorch unterfügte seine Heiterkeit. Antoinette schwieg. Brohl unterbrach sich plötzlich mitten in einem Satz und sprang auf. Mit belegter Stimme bat er Antoinette, ihrem Vater seine Abschiedsgrüße zu überbringen, da ihm die Zeit mangeln werde, noch einmal in Coemilles vorzusprechen. „Ich hoffe, Herr Graf“, erwiderte sie ihm mit klarer, fester Stimme und legte eine eigene Betonung in ihre Worte, „wir werden uns wiedersehen und dann auch die Ehre haben, die Bekanntschaft der Gräfin Larinski zu machen.“

Er antwortete ihr schnell, erstaunt und leise: „Sagte ich nicht, daß meine Mutter schon seit fast zehn Jahren gestorben ist?“ Damit wandte er sich rasch gegen die Tür, von drei Augenpaaren begleitet, die alle sprachen, doch alle etwas Verschiedenes. Der Raum war sehr groß; während der dreißig Sekunden, die er brauchte, um ihn zu durchschreiten, herrschte tiefes Schweigen im Zimmer. Er ging also wirklich! Schon stand er an der Tür. Da wollte das Schicksal, daß er einem verhängnisvollen letzten Wunsch nachgab. Er wandte sich noch einmal um, um Fräulein Antoinette anzusehen und sich ihr Bild auf ewig in die Seele zu graben, und ihre Blicke trafen sich. Diese Willensschwäche mußte er teuer bezahlen. Offenbar hatte die Gewalt, die er sich seit einer Stunde anhat, seine Kräfte erschöpft. Es kam ihm plötzlich vor, als klopfe sein Herz nicht mehr, er fühle, wie seine Knie steif wurden und ihm den Dienst verlagten, seine Zähne schlugen aufeinander, seine Pupillen erweiterten sich und die Gegenstände tanzten vor seinen Augen. Abblöck fiel er schwer nach hintenüber auf das Parkett und blieb bewußtlos liegen.

Fräulein Moriaz stieß einen Schrei aus und war selbst nahe daran, umzusinken. Frau de Lorch faßte sie um die Taille und zog sie in das Nebenzimmer, nachdem sie ihrem Neffen ein Flacon mit englischem Salz herübergereicht und ihm aufgetragen: Nimm Dich des Grafen Larinski an. Camille stellte sofort, nachdem die Dame ihn verlassen, das Flacon auf den Tisch, trat auf Samuel Brohl, der noch immer wie ein Toer mit verzerrtem Gesicht auf der Erde lag, zu, kreuzte die Arme, zuckte die Schultern und sagte: „Stehen Sie nur wieder auf, Herr Graf, Fräulein Moriaz ist nicht mehr da.“

Samuel Brohl wachte sich nicht. „Sie haben mich wohl nicht verstanden“, fuhr Camille fort. „Sie sind vorzüglich, Sie sind schön und Ihre Attitüde ist Ihnen vorzüglich gelungen, man könnte Sie wirklich für tot ansehen. Sie fielen

wunder schön. Ich habe es nie auf dem Theater auch nur annähernd so gut gesehen. Aber jetzt kann die Komödie zu Ende sein, ich wiederhole Ihnen ja, Fräulein Moriaz ist nicht mehr da.“

Brohl blieb starr da liegen. „Vielleicht wollen Sie einmal die Kraft meiner Fäuste spüren“, fuhr Camille fort, „das können Sie haben.“ Und er hob den starren regungslosen Körper auf und legte ihn auf die Chaiselongue. Dann betrachtete er ihn von neuem und sagte: „Wird diese Tragikomödie noch lange dauern? Gibt es denn gar kein Mittel, um Sie zum Leben zu bringen? Hören Sie mir einmal gut zu, Herr Graf. Ich liebe das Wesen, das Sie zu lieben vorgeben, aus ganzem Herzen. Wie, das genügt auch noch nicht? Also denn, ich mag augenblicklich die Hand nicht gegen Sie aufheben, Sie können die Beleidigung aber immerhin für empfangen ansehen.“ Es kam ihm vor, als sei der Ohnmächtige leicht zusammengefahren.

„Gott sei Dank, diesmal hat er zugehört“, rief Camille. „Herr Graf, es wird mich sehr freuen, Ihnen Rechenhaft geben zu müssen; ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung und überlasse

Frau de Lorch war sehr erregt, sie öffnete ein Fenster, bespritzte das Gesicht Samuel Brohls mit Wasser, rieb ihm stark und doch nicht raub die Schläfen und ließ ihn von ihrem englischen Nieschmalz atmen. „Gott sei Dank, meine Leure, geh nur“, sagte sie zu Antoinette, „Dein Platz ist nicht hier.“ Aber Antoinette ging keinen Schritt fort. Mit verzerrtem Gesicht und zitternden Lippen setzte sie sich in eine Ecke nicht weit von dem Sofa.

Die energischen Bemühungen der Frau de Lorch erreichten endlich ihren Zweck. Samuel Brohl war nicht tot; seine Arme bewegten sich, seine Beine zitterten leise und nach einigen Minuten öffnete er die Augen wieder und dann den Mund. Er richtete sich ein wenig auf seinem Sitz empor und stammelte: „Wo bin ich? Was ist geschehen? . . . Ach, mein Gott, sie war doch soeben noch hier.“ Frau de Lorch legte ihm leise ihre Hand auf den Mund und sagte, indem sie sich zu ihm niederneigte, mit einem strengen, hoheitsvollen Ton: „Sie ist noch da!“

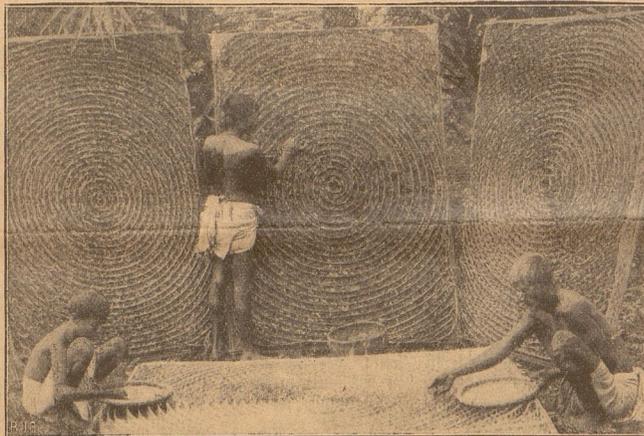
Sie konnte sich ihm nicht mehr verständlich machen. Man kommt nur langsam aus einer solchen Ohnmacht wieder zu sich. Samuel Brohl wurde von einer neuen Schwäche ergriffen, seine Augen schlossen sich von neuem, und er ließ seine Stirn in seine Hände sinken. Nach einem Schmeigen von einigen Minuten begann er mit erklickter Stimme: „Ach! gnädige Frau, vergehen Sie. Ich schäme mich selbst vor mir. Mein Mut war zu Ende, meine Schwäche hat mich verraten. Ich liebe sie so wahrhaftig und ich hatte geschworen, sie nie mehr wieder zu sehen. Um vor ihr zu fliehen, wollte ich abreißen.“

Er hatte seinen Kopf zurückgelehnt, da bemerkte er Antoinette. Er sah sie verwundert an, als ob er sie nicht gekannt hätte. Endlich erkannte er sie, machte eine Geste des Erschreckens, erhob sich ähnlings und stürzte fort. Antoinette näherte sich der Frau de Lorch und fragte sie: „Nun, was denken Sie davon?“

„Ich denke, meine Liebe“, antwortete sie, daß Frau de Lorch eine dumme Person ist und daß Graf Larinski ein kapitaler Kerl ist.“

Fortsetzung folgt.

Die Seidenkultur Indiens.



Das Ausfortieren der Kokons.

Während die Zucht der Seidenraupe in größeren Establishments Indiens gepflegt wird, stellt die Seidenzüchterei die vertriebslose Handarbeit dar. Die aus den Seidenpuppen (Kokons) tretenden Schmetterlinge werden auf weiße Karbons gelegt, wo sie ihre Eier niederlegen. Diese werden durch Wärme künstlich ausgebrütet und die Raupen mit gehackten Maulbeerblättern gefüttert, bis sie sich einpinnen. Jeder Kokon enthält einen Seidenaden von etwa 1000 m Länge. Der indische Seidenexport beläuft sich pro Jahr auf annähernd 100 Millionen Mark.

Tag, Ort und Waffen Ihrem Belieben. Im übrigen können Sie sich auf meine Discretion verlassen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß kein Mensch erfahren wird, daß Ihre Ohnmacht Ihnen hat! Da ist meine Abreise.“ Er zog eine Visitenkarte aus seiner Tasche und steckte sie in die herabhängende Rechte Samuel Brohls, der sie jedoch wieder hinausgleiten ließ.

„Welch ein Eigenstinn!“ rief Camille. „Nun, wie Sie wollen, Verehrtester. Ich bin mit meiner Verehrtheit zu Ende.“ Er wandte ihm den Rücken, nahm in einem Beinstuhl Platz, ergriff eine Zeitung und begann zu lesen. Er hatte noch nicht lange so dagesehen, als die Tür sich öffnete und Frau de Lorch wieder in derselben erschien. „Was machst Du denn da, Camille?“ rief sie.

„Sie sehen doch, gnädige Frau“, erwiderte er, „ich warte darauf, bis dieser große Schauspieler seine Rolle beendet hat.“ Er hatte nicht bemerkt, daß Fräulein Moriaz ebenfalls soeben wieder in den Salon zurückkam. Sie warf ihm einen zornigen, empörten und drohenden Blick zu, in dem er seine Verurteilung las. Er versuchte einige Phrasen zur Entschuldigung zu finden, um ihren Zorn zu entwaschen; aber es wollte ihm nicht gelingen. Er verneigte sich tief, nahm seinen Hut und ging.

Verzichte!

Novellette von Anna Gartenstein.

(Nachdruck verboten.)

Der Tod stand an dem Bette der Bäuerin. Der Arzt sah ihn stehen, während seine Finger den flatternden Pulsschlag der Kranken spürten. Wie triumphierend er lächelte: „Hier kannst du mich mal nicht vertreiben.“

Doch der Arzt nickte ihm ernst entgegen: „bleib nur, erlöse sie bald!“

Und er sah, wie sein alter Freund zum Fußende des Bettes glitt, wie er sich dort über die Schulter des jungen Mädchens beugte und sein Finger die Stirn des Kindes berührte, das in den Armen des Mädchens lag.

Aus klaren Augen trat ihm ein flehender Blick: „Hilf!“ — Und wieder überkam ihn das große Staunen wie vorhin, als ihn der Wettersturm in die einsame Bauernhütte gejagt und in der niedrigen dunstigen Stube die schmiegsame vornehme Gestalt, sekundenlang in das Violettweiß des Blickes gekillt, vor ihm stand.

Eine wunderbare Erregung durchzitterte plötzlich die große Stille seines Wesens, zart und fein, als habe ein Vogel mit seinen Schwingen eine

Glocke gestreift. Wer war das liebe feine Geschöpf? Wo kam es her? Vom Unwetter herein geweht, weigerte sie es? Wie wäre sie sonst in das Bauernhaus gekommen, das sich zubüßte wie ein verirrtes Kind an die Schrüben duckte?

Da drang durch den Höllenlärm des Hagelsturms ein Laut an sein Ohr, wie ein qualvolles Stöhnen. Die Fragen muhten schweigen. Er stellte sich vor: „Ach bin Arzt, Doktor Löser.“

Das junge Mädchen atmete befreit auf, während es ihn in die Kammer an das Bett der Bäuerin führte. Er konnte nichts mehr tun, das armselige Leben hatte sich schon des Kampfes begeben.

Und wieder ging ihm ein Schauern durch die Glieder. Eine ganz unheimliche Angst umrallte ihn jählings, wenn der Allmächtige seine Hand auch ausstreckte nach ihrem jungen Leben.

„Kommen Sie.“ Sein Ton war herrlich. Als sie dann neben ihm saß auf der Bank vor dem Ofen, der flog, leichtenfalls getüncht in die Stube hineinstand, atmete er auf. Das Licht der Hängelampe, die vom niederen Balken über dem schweren Tisch in der Ecke hing, warf einen warmen Schein auf das Frauengesicht. Jung war es noch, mit zarten Farben, wie ein Pastell. Doch schien es überschattet von dem schweren Ernst reichen inneren Erlebens.

Voll banger Sorge sah sie ihn an und dann auf das Kind. „Muß es sterben?“

Er nahm ihr das kleine Geschöpf aus den Armen. In dem winzigen bläulichen Gesicht zuckten die Krämpfe. Die Wicel waren schon gelockert. Ganz zart befühlte er den kleinen verkrümmten Körper.

„Hoffentlich, gnädiges Fräulein.“

Verständnislos sah sie ihn an. Dann zuckte es wie Besinnen und feiner Spott um ihre Lippen. „Gnädig? Hier bin ich nur die Len.“

Ihm stieg eine feine Rote in die Stirn. Und mit leichter Verneigung die Zurechtweisung quittierend, wiederholte er: „Ja, hoffentlich. Die verbrauchte Lebenskraft der Mutter hat ihm nur einen siechen Leib geben können.“

„Ach, warum dann erit zum Leben erwecken?“ „Ja, warum?“ gab er leise, mit schwerem Ernst zurück. „Unzählige kleine Pulver werden zu furchtbaren Anflägern.“

Da flog es wie ein Fittchen durch die schlanken Glieder. Hastig nahm sie dem Arzt das Kind ab und drückte es in unglücklichem Erbarmen an die Brust.

Lange saßen sie schweigend. Draußen das einformige Fluten des Regens, in den sich das Gemitter aufgelöst, wie die Raserei des Schmerzes sich löst in trostloses Weinen. Zuweilen ein Poltern, wenn Steine in der ausgeschwemmten Wegrinne talwärts sausten. Dazwischen in furchtbarer Einformigkeit das Nöcheln der Sterbenden in der Kammer, das leise Aufwimmern des Kindes. Dann und wann ein Knistern der schmutzigen Flamme in der Hängelampe, ein verträumtes Knaden im Gebälk.

Wie entrückt saßen die beiden Menschen in dem armseligen Raum, in der stickigen Luft, so gleichsam Schulter an Schulter mit dem Tode. Und doch pochte in den Adern des Mannes ein heimlicher süßer Glücksrausch. Seine Seele war erfüllt von einem großen reinen Leuchten, von einem köstlichen Klang, feierlich wie das Anschlagen einer Glocke: „Len, liebe, liebe Len.“

Sein heißer Blick ging jeder Linie ihrer schlanken Gestalt nach, wenn sie auffand, um an der Kammertür zu lauschen oder das Kind zu versorgen. Ihre Bewegungen hatten etwas Schweres, Getragenes. Wie die Zypressen, an die ihr schmieglamer Körper ihn erinnerte, umfloß sie etwas wie ein feierlicher Ernst, wie eine abnungsvolle Trauer.

Die Hände zwischen den Knien gefaltet, lehnte er sich gegen den Ofen und atmete tief. Sein Schicksal erfüllte sich. Darum war er durch all die Jahre hingegangen, wie über stille Höhen voll Klarheit, doch in eiskaltender Einsamkeit. Darum hatte er das Gelübde gehalten, das er als junger Arzt am Bette eines an gräßlichem Siedtum gemarterten Knaben getan, erschüttert von der herz-

zerreißenden Klage: „Nieber Onkel Doktor, hilf mir doch.“ Darum hatte sein Leben von Stunde an diesen Kindern gehört, diesen kleinen, unbewußt furchtbaren Anflägern. Darum, daß er nun die Hände ausstrecken durfte nach diesem reinen starken Glück: „Len, liebe, liebe Len!“ Und als er sich wieder über die Sterbende beugte, da drückte er leise in heißem Dankgefühl die verkrümmte Hand — war das Glück nicht eine heilige Erbschaft, die ihm das arme Weib hinterließ?

Draußen stand die Nacht vor den kleinen Fenstern und hielt Zwiesprache mit dem Tode. Langsam reichte sich Minute an Minute. . . .

Dann kam der Brandberger Kaplan mit dem Allerheiligsten. Die Hütte wurde zum Tempel, erfüllt vom Glanze der Gottheit.

Nach der heiligen Handlung gab sich der noch junge Geistliche menschlich gemüthlich. Er schüttelte dem jungen Mädchen wie einer alten lieben Bekannten herzlich die Hand und nickte dem Arzte lächelnd zu: „Ja, unser Fräulein Anders, unsere Len, die hat der Hergott extra als Engel geschickt. Schau's und daß Sie an die heilige Wegzeherung gedacht und Ihre Frau Schwester mich geholt, das sind eben ganz Sie.“

Und: „Len, je mein, die Len,“ sagte der Sager Bauer, als er mit seinen Wuben und der halbblöden Tochter, die ihn herbeigeht, in Nacht und Wetter von der Alm kam. Seine Stimme war rau, wie gebrochen. Und der Jannner, der wortlose, furchtbare, krümmte des Mannes Gestalt noch mehr, als es das harte Leben obnehin getan. Aber es war wie ein rührendes, hilfloses und doch vertrauens Anklammern, wie er die Hände des Mädchens umfaßt hielt.

Und die Len schaffte mit dem jungen blöden Ding hausfräulich in der ruhigen Küche und trug eine dampfende Schüssel auf den Tisch. Dann strich sie dem jüngsten der drei Wuben, die wie verloren auf der Bank hockten, über das dunkle noch nasse Haar und sagte: „Geh't her, Wuben, und eßt. Ihr müßt stark bleiben.“

Auch zu dem Arzte wandte sie sich mit einem guten warmen Blick: „Herr Doktor, wollen Sie nicht auch mithalten?“ Da tauchte er mit ihr den Löffel in die Suppe. . . .

Als draußen die Morgendämmerung die schwarzen Schleier löstete, schritt der Tod, froh der getanen Arbeit, über die Berge. Len hatte das kleine erstarrte Körperchen in die kalten Mutterarme gelegt.

Dann wanderten auch die beiden das Tal hinaus. Schweißend. Ihre Seelen erfüllt von dem Großen, Unbegreiflichen. Um sie wogten die Nebel. Mit leisem, jungendem Rauschen buchteten sie an ihnen vorüber, die Lehnen entlang, schlangen ihre weichen Schleier durch das Geäst und dämpften das milde Tosen der angeschwollenen Ache. Auf dem Wege rannen die Wasserlein zwischen ausgewaschenem Gestein, und von allen Zweigen tropfte es schwer.

Len hatte die Kapuze ihres Wettermantels über den Kopf gezogen. Ihr feines Gesicht schaute bleich und abgepannt aus der dunklen Umrahmung. Aber leicht, mit sicherem Schritt nahm sie die Steigungen. Und er freute sich ihres kraftvollen Ausschreitens. Und wie sie so vor ihm hinging, schien sie ihm wie die Erfüllung seines Traumes von einem an Leib und Seele schönen gesunden Weibes, das seinen Kindern Kraft und Anmut und Güte schenkt.

Aber noch schien ihre Seele überschattet von den Fittchen des Todes, und durch die klaren Augen zogen Trauer und Schwermut wie Nebelschleier. Sie hatten einen steilen Anstieg hinter sich. Der Weg buchtete sich ein wenig nach der Schluchseite aus. Hier stand unter einer hohen Fichte ein Kreuzifix. Und wie sie beide vor dem Kreuzifix standen, ging durch die Nebel ein geheimnisvoll leuchtendes Fluten, und plötzlich teilte sich der Vorhang. Noch über dem Schmerzensmann schimmerte und sprühte in unterirdischem Glanz der Gletscher der Ahornspitze wie ein blühender Silberfeld, der tausendfältig die goldenen Strahlen in die blauen Himmelstiefen zurückwarf.

Mit weitem, sehnuchtsheissen Blick, die Hände gefaltet, schaute sie empor. „So muß das Sterben sein, ein Auflösen in dem wogenden grauen Nebel, der alle Wirrlichkeiten auslöscht. Aber durch das Grau leuchtet die ewige Schönheit,“ sagte sie leise in traumhafter Selbstvergessenheit.

Er erschraf. „Nicht das Sterben, Fräulein Len, das Leben, dessen dichten Nebel die Freude und das Glück noch siegend durchdringen.“

Sie sah ihn an mit ihren guten schönen Augen, die noch voll schwermüthigen Träumens waren. Ein weiches, fast schmerzliches Lächeln glitt um den feinen Mund: „Auch der Nebel ist so schön mit seinem ergreifenden Ton von Resignation.“ Und dann unvermittelt, als müsse sie rasch die Tür zum Heiligum ihrer Seele wieder schließen: „Sie sind Kinderarzt, Herr Doktor?“ Es klang wie Weid und Verlangen aus ihrer Frage. Aber auch soviel leidenschaftlich mütterliche Anteilnahme. Die riß ihn hin. Lebendig erzählte er, der sonst gerade in diesem Punkte von schwerer Zurückhaltung war, von seinem Verufe. Sie wurden beide warm. Ihre Seelen gingen „Hand in Hand“.

Doch ihm gar nicht bewußt, zog sich eine bange Frage durch ihr lebhaftes Gespräch, immer wieder schlichtern anfliegend: Tragen die Kleinen in ihren Schmerzen nicht an den Leiden der Eltern? Liegt in ihrem hilfselehenden Blick nicht die furchtbare Anklage: warum habt ihr nicht verzichtet?

Er aber träumte davon, wie er mit dem lieben Geschöpf von Bettchen zu Bettchen ging, wie die Kinderaugen aufleuchteten, wie die Aermchen sich um den schönen Hals schlangen. Und er sah lächelnd und ein wenig eifersüchtig zu: „Wartet nur, ihr kleine Bande, jetzt gehört sie euch, aber dann“ . . .

Nun war Doktor Löser schon eine Woche in Mayrhofer, das gar nicht in seinem Reisezprogramm gestanden. Die Sonnentage streuten mit verschwenderischen Händen alle Schönheit über das Tal. Und die Zeit ging hin wie ein einziges köstliches Fest voll Glanz und heimlicher tiefer Freude.

Was ihm dort oben in der Winternacht und angeht des Todes ausgegangen wie eine strahlende Sonne; die Liebe zu dem einzigen Mädchen, diese Liebe erfüllte seine Seele in allen Tiefen mit leidenschaftlichem Verlangen. Doch das selbstlichere Glücksgefühl, das ihm in jener Nacht so natürlich gewesen, hatte einem bangeen Zug weichen müssen.

Zwar, daß die Len ihn eben so liebe, war ihm selbstlichere Gewisheit. Er sah es an dem warmen Aufleuchten der schönen Augen, an all den vielen, unendlich feinen zarten Veränterungen des Herzens, gegen die der abwehrende Wille machtlos ist. Aber es stand etwas zwischen ihnen, hauchfein wie der Nebel, durch den sie dem Leben entgegengewandert, wie der Schatten, den der Tod über sie geworfen.

Wich sie nicht jedem Alleinsein mit ihm ängstlich aus? Oder war es die Eifersucht von Mutter und Schwestern, die sie beide ängstlich überwachte? Denn die vier Frauen — Len war die jüngste der drei Schwestern — gingen mit einer leidenschaftlichen, wenn auch zärtlichkeitsarmen Liebe aneinander. Nur ein Aufstrahlen der Augen, wenn man miteinander sprach, so ein ganz zartes, diskretes Sorgen füreinander, eine feine selbstverständliche Rücksichtnahme bei aller frischen Selbstbehauptung. Und in der Unterhaltung dieselbe feinsche Zurückhaltung, die auch das Gefühlleben der Frauen adelte, die gesunde Scheu wahrhaftiger Geister vor Schönrederei und Geistreicherei. Wie ihn das alles annutete!

Nein, kleinlich selbstlich konnten diese vornehm gesinnten Frauen nicht sein. Aber warum ließen sie ihn draußen stehen wie einen Bettler vor dem Gitter ihres Selbstbehaltens?

Etwas verhalten leidenschaftlich Werbendes lag in seinem Ton, als er in leichtem, abgerissenem Geplauder neben der alten Dame herging.

In stiller friedvoller Schönheit wandelte der Abend durch das Tal. Noch verschwebte die Dämmerung mit grauem Schleier, und schon floß aus Himmelstiefen vom Halbmond ein bläulich blendendes Licht über das Berggrund. Das war die

Stunde, in der man stets nach dem Abendessen das Sträßlein taleinwärts wanderte. Eine feine zarte Traummusik lag über diesen Abendspaziergängen.

Aber in seiner Seele brannten Wunsch und Leidenschaft. Vor ihnen her gingen die drei Schwestern, Len in der Mitte. Die biegsame Gestalt scharf umrissen von der silbernen Helle sich abhebend. „Len, liebe, liebe Len!“

Hatte die alte Dame an seiner Seite den Schrei seines Herzens gehört? Mit den jungen warmen Augen in dem mit Leiden durchfurchten Gesicht, das so voll Güte war, sah sie zu ihm auf. War's der Mondschein, der das alte liebe Gesicht so verfallen und dabei so eigentümlich gespannt erscheinend ließ?

„Von dem Gottesfrieden hier möchte ich die ganze Seele voll mit heimnehmen,“ sagte sie mit einem leisen Zittern der Stimme. „Den schenke ich meinen Töchtern, wenn sie aus dem Alltags-treiben und der aufreibenden Berufsart sich zum Mütterchen flüchten. Denn sonst muß ich sie ihre Wege allein gehen lassen. Das ist Naturlauf: wir Alten müssen abnehmen, sie müssen über uns hinauswachsen. Und ich kann ihnen nichts weiter sein als eine heimliche Zuflucht; dabei lasse ich ihnen gern die Freude, das Mütterchen zu umforgen. Das tun sie nur allzuviel, die Guten. Und meine Len ist besonders so ein nartiges Kerlchen. Was hat sie sich ums Mütterchen gesorgt, als sie fern in Davos war.“

Davos, wie ein Schlag traf ihn das Wort. Und als habe er nicht recht verstanden, wiederholte er: „Davos?“

„Ja,“ sagte Len sich umwendend, „ich bin ein ganzes Jahr in Davos zur Kur gewesen. Aber komm, Mütterchen, es wird zu kühl für Dich. Wir wollen umkehren.“

Die liebe weiche Altstimme war rau. Er sah in ein farbloses Gesicht, weiß wie ein Marmorbild, er sah in erloschene Augen. Und irgendein anderer Fremder redete ein paar gleichgültige Worte. Irgendein anderer Fremder antwortete auf die Frage der ältesten Schwester: „Wollten Sie nicht bald abreisen, Herr Doktor?“ „Ja, ja, vielleicht morgen,“ und die Stimme kam von irgendetwas her.

Dann hielt er eine schlanke eiskalte Hand sekundenlang in der seinen und sah, wie die vier Frauengestalten durch das Mondlicht dahinschritten, jetzt tauchten sie unter in dem tiefen Schatten eines Hauses; noch einmal erscheinen sie in der schimmernden Helle, dann entschwinden sie wie weggewischt.

Und mechanisch wandte er sich und schritt weiter in entgegengesetzter Richtung mit tiefgebeugtem Haupte. Wie ein Felsblock lag es ihm auf dem Nacken, wie ein Felsblock war das Wort niedergeschmettert auf die blühenden Gesilde seiner Hoffnung, seines Glückes.

Davos, er sah den Jugendfreund von dort zurückkehren mit lebenshungrigen Augen, und über ein Jahr trugen sie ihn hinaus. Er sah die junge

schöne Frau seines Kollegen: „Davos hat mich ganz gesund gemacht,“ und auf ihren Wangen blühten die Rosetrofen. Und er sah den Arzt, den Vater in Herzensqual nach den unheimlichen Spuren in den zarten Kinderkörpern forschend.

Die Kinder, plötzlich verstand er ihr angstvoll schüchternes Fragen, tragen sie nicht an dem furchtbaren Erbe? Klagen sie nicht an: warum habt ihr nicht verzichtet?

„O Len! Len!“ schrie er auf im Zimmer seiner Seele. Und fuhr zusammen und sah auf. Wie voll Mitleid hatte ihn der laute Klang seiner Stimme aus dem qualvollen Sinnen geweckt. Ringsum milder Friede. Aus der Ferne kam zu einem feierlichen Klang zusammenfließend das Rauschen der Wasser. Leise gluckte und raunte vor ihm der Lugerbach wie ein müde getolltes Kind. Und im Mondlicht sah er zu seinen Füßen zwischen Sand und Gestein ein paar zarte Blüten schimmern, ein strammes Fichtenbäumchen stand trotzig zwischen ruflichem Weidengestrüpp. Und die Hoffnung lugte hervor, „ich bin ja noch gar nicht tot.“

Da stand der Arzt auf wider den Arzt. Nicht die Leidenschaft, aber seine große wahrhaftige Liebe hielt Zwiesprache mit dem wägenden Verstande. Warum soll sie nicht heimgekehrt sein, gesundet mit neuer Lebenskraft, wie doch so mancher? Sie, die ihre Berge so leidenschaftlich liebte, die febernd leichtatmend zur Höhe stieg? „O, du rührend tapferes törichtes Mütterchen!“ Und eine starke, freudige Zuversicht hob ihn: „Len, meine liebe, liebe Len!“

Am anderen Morgen fand er sie. Sie sah auf dem Wäntchen eines kleinen Felsvorsprunges am Zilltreweg, ihrem Lieblingsplatz. Unter ihr das Tal noch von Nebelschleieren übersponnen. In den Berghängen floß das Sonnengold nieder. Noch lag der Tag in Traum.

Und sie sah mit großen überwachten Augen ins Weite. In dem feinen bleichen Gesicht mit den streng geschlossenen Lippen einen ergreifenden Ausdruck von Entsagung und Ergebung.

Ihm schoß es heiß in die Augen. „O Len!“ — Nur ein kurzes, verzweifertes Widerstreben. Dann sank sie in seinen Armen zusammen, kampfmüde. Und doch das liebe blaße Gesicht wie verklärt. „Du weißt ja nicht, wie lieb ich Dich habe.“ In den schönen Augen ein sieghaftes Glücksleuchten. Wohl hufchten wieder die Schatten darüber.

„Liebster, wenn doch.“ Er küßte ihr die Bedenken von den Lippen und beruhigte sie so zuversichtlich als Arzt. Da hob sie jauchsend die Arme: „Ja, Liebster, ich will gesund, ich will glücklich sein. . . Komm,“ bat sie dann, „der Tag soll uns beiden ganz allein gehören. . .“

Sie wanderten talein. Eine geheimnisvolle Gewalt zog sie dorthin, wo sie sich gefunden. Aber in Häusling bog sie doch nach der anderen Talseite und stiegen zur Bodenalm empor. Wie flüchtige Wolken Schatten war die Furcht durch ihre

Seele geschüßt, stand nicht dort bei dem einschüchterigen Haus der Allgewaltige wartend? Len straffte sich und warf die Lippen auf, „trotz Tod.“ — Durchströmte sie nicht das Vollgefühl der Kraft und Gesundheit bis in jeden Nerv? Und sie hatte den Mut zum Glück. Und sie baute mit dem Geliebten das zukünftige Leben auf, sie sahen sich umringt von blühenden gesunden Kindern, schaffend in froher Kraft.

Zögernd glitten die Stunden an ihnen vorüber. Die Sonne lag heiß und schwül auf den Matten. Sie sahen Hand in Hand. Das Wort verstummte, nur ihre Seelen hielten Zwiesprache. Drüben lag der Bergabhang, an dem irgendwo das Häuschen lebte. Ein fast schallhaftes Lächeln hufchte über das Gesicht des Arztes, er winkte mit der Hand hinüber: „Alter Freund, ich danke dir. . .“

Und der alte Freund gab Antwort. Ueber den Almboden zog es plötzlich wie ein eisiger Hauch. Die Sonne erlosch hinter einer Nebelwand.

Ein jäher Schauer lief Len über den Rücken, und da spürte sie es, ihr Gesicht wurde sahl. Wie entseufert starrte sie ins Weite und doch wie lauschend, als sei irgendwo eine Stimme nach geworden, eine furchtbare, mahnende. . .

Sie stand auf. „Wir müssen zurück,“ und dann warf sie die Arme um seinen Hals, und zwischen wilden Küffen stammelte sie: „Ach, Liebster, hab' Dank. . .“, es war zu schön, zu schön. . .

Mit schrillum Pfiff fuhr der Frühzug zum Tale hinaus und weckte Doktor Löser aus schwerem Traum. Len hatte sich versteigen. Er konnte sie nicht erreichen und arbeitete sich keuchend an den Wänden empor. Und jetzt entschwand sie ganz seinem Blick. Mit höhendem Pfiff zog ein Geier über ihn hin.

Zum Fenster schaute ein griesgrämiger Tag herein. Die Berge hatten sich in Nebel gewickelt, wie in graue Wettermäntel. Eine schwere trübe Stimmung wollte sich ihm auf die Seele legen, während er sich anklebete.

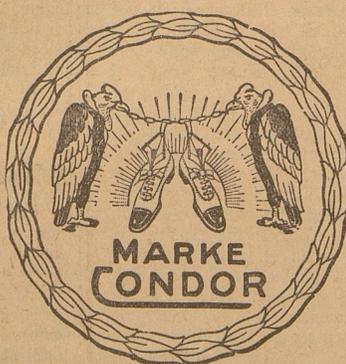
Um die Damen aufsuchen zu können, war es noch zu früh, aber vielleicht fand er Len schon wartend am Walde. Denn sie war eine Frühaufsteherin selbst nach anstrengenden Bergtouren. Als er in das Frühstückszimmer trat, kam ihm die Kellnerin entgegen:

„Die Damen aus der „Rose“ lassen sich empfehlen, sie sind in der Früh abgereist. Und den Brief soll ich dem Herrn Doktor geben. . .“

Irgendwo, tief drinnen im Walde, wo die Bäume ganz stillstehen, mit lauschendem Atem den Nebel erwartend, der sie verschlingen muß, und wo in der Tiefe die Ache brandet in ohnmächtigem Schmerz und Zorn, da vermochte er endlich die wenigen Zeilen zu lesen:

„Lieber, verzeih mir. Ich hätte stark bleiben sollen und aus Deinem Leben verschwinden, als es noch Zeit war. Ich habe Dich und mich getäuscht. Da hat mich der Tod gestern wieder gemahnt, und ich hörte die anklagenden Stimmen:

Schick und preiswert!



CONRAD TACK & Cie
Schuhfabrik Burg/Maschl.



Ueber 2000 Angestellte

Jahresumsatz ca. 3 Millionen Paar Schuhwaren

Katalog Z. Sp. 4 umsonst.

Günstiges Angebot!
 28 M. 54 M. 42 M. Braunschweiger
 Fahrräder, kräftige
 starke Bauart, leicht-
 ten Lauf, m. langjäh-
 riger schriftlicher
 Garantie und Pro-
 bezzeit. **Neue Konkurrenz-Fahr-
 räder** von 28 Mk. an ohne Gummi, mit
 schon von 28 Mk. Katalog
 umsonst von der weltberühmten
 Frankfurter Fahrrad-Firma
 L. Braunschweiger, Frankfurt a. M. 314,
 Hegelstrasse 14.
 -Versand nach allen Weltgegenden.-

**Hohes
 Einkommen**

In allen Städten und Orten werden tüch-
 tige Personen als Vertreter für einen leicht
 verkäuflichen Konkurrenzlosen Massen-
 Bedarfs-Artikel gesucht. **Monatlicher
 Verdienst bis 500 Mark.** Nahrung
 u. Lagerkarte 127 4 Berlin, O. 25.

Echte Hienfong-Essenz
 extra starke
 höchst aromatisch, a Dutzend 2.50 Mk., wenn 30 Flaschen 6.00 Mk. portofrei.
 Chem.-pharm. Laboratorium **Paul Hartung, Königsee 1-Th. 65.**



Plattenlos

Machen Sie sofort einen letzten Versuch
Haarwuchsmittel Plattenlos
 mit ärztlich empfohlenen Ingredienzien verhilft
 unter Garantie zu herrlichem Haarwuchs, wo
 Papillen vorhanden. Gegen Einsendung von
 Mk. 3.50 große Flasche franko direkt vom
 Erfinder.

Kosmetische Zentrale, Chemnitz. Z.



Import französischer Weine

Als Spezialität empfehlen wir:
 Französischen Rotwein . . . per Liter Mk. 1,-
 Obermoseler " " " 1,10
 Tarragona (rot) " " " 1,50
 in Korbfaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.

Ferner besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Rot- u. Bordeaux-Weine

Narbonne per Fl. Mk. 0,90
 Fronsac Bordeaux " " " 1,-
 1905er St. Clément " " " 1,20
 1904er Château Loubaney Curac " " " 1,50
 1904er Château Raymond Lamarque " " " 2,-

Mosel-Weine

1909er Obermoseler per. Fl. Mk. 1,-
 1909er Remicher " " " 1,10
 1906er Merler " " " 1,30
 1907er Caseler " " " 1,50

Rhein-Weine

1908er Gensinger per Fl. Mk. 1,-
 1905er Kempter " " " 1,30
 1904er Binger Rochusberg " " " 1,50
 1905er Hallgartener Hatten-
 heimerweg " " " 2,-

In Groß-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus
 und bitten um geill. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Société vinicole franco-allemande

Import französischer Weine, Berlin SW., Ritterstraße 50 a.
 Fernsprecher: Amt IV, 1671, 9862 und 11 084.

**Marke Lyra
 weltbekannt
 ahrräder**

Reichillustrierter Katalog kostenlos.
LYRA-FAHRRAD-WERKE
 Hermann Klaassen G.m.b.H.
 in Prenzlau Post-F 114.

100%
 billiger als in jed. Geschäft kaufen Sie Ihre
Zigarren wenn Sie direkt beim
 altbekanntem Größ-
 fabrikanten kaufen
 la. Vorstenden-Zigarren 100 St. 3.50 M.
 la. dito Riesenplanzer 100 St. 4.-M.
 bei 300 Stück franko Nachnahme. Jeder
 dauernd Käuf. erh. f. Remonteur gratis
 nur all. b. Julius Dick, Zigarrenfabrikant,
 Schweinitz i. Sa., Postfach No. 276.

Bei Bezug von Waren bitten wir, sich
 :: auf dieses Blatt zu berufen. ::
Medicamenta gratia probata
Allen Leidenden
 heilbar der Kraft, Ratgeb. ab. den Gebrauch
 u. die Anwend. d. feil. Dabehund. erprobt.
 u. heilbar räbmi. Zühinger mediz. fisch.
Spezialit. u. Gansmittel. u. mitommene
Hilfe
 fein. Gratis an bestehen durch **Wotbete**
Oberweisbach in Zühingen 27.

Karmelitergeist „Tutwohl“
 ist die Krone aller Hausmittel. 12 Fl. 3 Mark; bei 24 Fl. 6 Mark franko.
Tutwohlwerke, Halle an der Saale, Mühweg Nr. 20.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW. 68, Ritterstr. 50

In unserem Verlage erschien soeben die VIII. Auflage von:
**Die Gesetze und Verordnungen über die Verfassung und
 Verwaltung der evangelischen Landeskirche in den älteren
 Provinzen der Monarchie.**

Auf Grund amtlicher Quellen zusammengestellt und mit Anmerkungen
 sowie ausführlichem Sachregister versehen

von
H. Lilge,
 Geheimer Rechnungsrat,
 Bureauvorsteher des Evang. Ober-Kirchenrats a. D.

Oktavformat ca. 320 Seiten stark, kartoniert mit Leinenrücken

Preis: M. 3,20 inkl. Porto.

Verlangen Sie gratis illustrierten Katalog
**Hygienischer Bedarfs-
 Artikel**
 mit ärztlich verfasster Broschüre.
Sanitätshaus „Aesculap“, Frankfurt a. M. G. 1.

**Gomin-Oelkleidung u.
 Gummimäntel**
 Preisliste gratis und franko.
Schönbohm, Briel i. M. 45.

**Ewig Jung führt
 sich,** wer regelmässig
Weber's Tee
 Marke „Doppelkopf“
 trinkt! Kartons 1 Mark
 In Apoth. u. Dro. zu haben.
 Von 3 Mark an franko.
 Adolph Weber, Teestabrik
 Dresden-Landeshof No. 50. **A. & E. WEBER**

Für 5 Mk. versende z. Probe in tadelloser
 Sortim., franko gegen Nachn.

4 Pfd. Kakao
 1 Pfd. Schokolade u. 1 Pfd. echt bayr.
 Hustenmalz

Welter-
„Häschel“ Chemnitz
 Langestr. 35d
 - Garantie: Zurücknahme. -

Erfindungen

über deren Anmeldung
 und Verwertung.
 Brosch. n. K. kostenlos.
J. Bett & Co., Berlin S. W. 133
 Patentbureau.
 Weltgehendste Garantie.

Für M. 3.50 frk. Nachn. Postkoll
Harz-Kuh-Käse
 Fritz Niemann, Gernrode Harz 5.



Diese Uhr
 kostet
 13 Mark.
 Mod. 10344.

Garantie
 2 Jahre.

**Uhren,
 Goldwaren,
 Musikinstrumente
 für
 jedermann!**

Man erhält umsonst und portofrei
 unseren Katalog mit über
 4000 Abbildungen von Taschen-
 und Wanduhren, Weckern, Ketten,
 Schmucksachen aller Art, photo-
 graphische Apparate, Preisen-
 und Theatergläser, Geschenk-
 Artikel für den praktischen Ge-
 brauch u. Luxus, Sprechmaschinen
 und Musikinstrumente.

**Wir liefern auf
 Teilzahlung**

Der Besteller bekommt die Ware,
 die er wünscht, und die Bezahlung
 geschieht in monatlichen Raten.

Wie sehr unsere Kunden mit unserer Ware
 zufrieden sind, und wie gerne unsere alten Kunden
 weiter bei uns kaufen, beweist folgender beglaubigter
 Bericht des öffentlich angestellten beidseitigen Bücher-
 Revisors und Sachverständigen.

Beweis.
 Aus den mir vorgelegten Aufstellungen der Firma
 Jonass & Co., G. m. b. H., zu Berlin, habe ich fest-
 gestellt, daß in einem einzigen Monat von alten Kunden,
 das sind solche, die schon früher von der Firma Ware
 bezogen, brieftlich 11 209 (elftausendzweihundertundneun)
 Nachbestellungen eingegangen sind.
 Berlin, den 2. Februar 1911.

gez. D. Schönwandt,
 öffentlich angestellter Bücherrevisor.

Viele tausende Anerkennungen. • Hunderttausende Kunden.
Jährlicher Verkauf über 25 000 Uhren.

Überzeugen Sie sich daher von unserer Reellität und Leistungsfähigkeit und fordern Sie
 ohne jede Haftungsverpflichtung umsonst und portofrei Katalog mit ca. 4000 Abbildungen von
 Taschenuhren, Wanduhren und Weckern, Ketten, Schmucksachen aller Art, Photographische
 Apparate, Geschenkartikel für den praktischen Gebrauch und Luxus, Sprechmaschinen und
 Musikinstrumente.

Jonass & Co., Berlin KG 378
 Belle-Alliancestr. 3.